

mals, laut Walter, mangelte, welche Tugenden eine wohlwollendere Kritik hervorgerufen hätten. »Eine Mentalität des Ausgleichs, der Zusammenarbeit, des Kompromisses, der Lernfähigkeit, der Entideologisierung, auf die ein republikanisches Staatswesen unbedingt angewiesen ist, konnte so nicht entstehen, jedenfalls nicht heimisch werden.« (S. 372) Die Schlußfolgerung liegt nahe: nicht die reale Existenz linkssozialdemokratischer Aufdringlichkeit und Wichtigtuerei sind es, die Walters Zorn erregen, sondern die konsequente Opposition des BfS gegen die angeblichen Grundwerte der Weimarer Republik, der Wille zum prinzipiellen Festhalten am sozialistischen Ideal. Auf diese etwas kuriose Weise widersprechen sich die zwei Beiträge Heimanns und Walters zumindest indirekt in zentraler Hinsicht.

Abgesehen von der übermäßigen Polemik Walters gegen die fehlende Republikfreundlichkeit des BfS ist seine Studie der weltlichen Schulbewegung, wie auch Heimanns Beitrag, eine nützliche Untersuchung einer bisher wenig beachteten sozialistischen Umfeldorganisation. Und, wie man es von Franz Walter gewohnt ist, treffen viele seiner Einsichten, befreit von unnötiger Polemik, den Kern des jeweiligen Problems. Seine Einschätzung der Lagermentalität des sozialistischen Milieus der Weimarer Zeit, eine Abkapselung, die überdies nur eine Minderheit der sozialistisch Denkenden in aller Schärfe nachvollzog, ist über weite Strecken hinaus souverän. In einer Formulierung, die auch als Fazit der vierbändigen Reihe zur sozialistischen Solidargemeinschaft und Milieu dienen könnte, betont Walter, »wie sehr die Kultur der Aktivisten in der Arbeiterbewegung und die Lebensweisen der Arbeiterschaft auseinanderfielen, ja, wie schmal, eng und klein im Grunde das Milieu derjenigen war, die ihren Alltag von der Wiege bis zur Bahre nach den puritanischen Geboten einer sozialistischen Lebensgestaltung ausrichteten.« (S. 371)

*Gerd-Rainer Horn, Bozeman, Montana*

Kurt Anschütz, Protestantismus und Arbeiterschaft. Von der Bewältigung des Alltags in St. Georgen im Schwarzwald in den Jahren 1914–1923, Kohlhammer Verlag, Stuttgart etc. 1992, 496 S., pb., 89 DM.

Die in Heidelberg entstandene theologische Dissertation von Kurt Anschütz versteht sich – so der Autor (in KZG 3, 1990, S. 521 ff.) – als »Zwischenglied« eines von ihm schon seit nahezu zwei Jahrzehnten mit bewundernswerter Ausdauer verfolgten lokalhistorischen Forschungsprojektes. Auslöser für die Beschäftigung mit der südbadischen Kleinstadt, die 1925 5282 Einwohner zählte und mit knapp 80 % Evangelischen als »Hochburg des Protestantismus auf dem Schwarzwald« galt, war für den Verfasser der bemerkenswerte Kirchenkampf, den die St. Georgener Bekennende Gemeinde während des »Dritten Reiches« gegen ihren den Deutschen Christen anhängenden, seit 1932 bis 1945 in St. Georgen wirkenden Pfarrer ausgefochten hat. Das Bemühen, diesen religiösen Widerstand unter dem NS-Regime zu verstehen, »die Mentalitäten und sozialen und strukturellen Vorbedingungen« zu erfassen, führte Kurt Anschütz nach eigenem Bekunden immer weiter zurück in die Geschichte, bis zu den Anfängen der Industrialisierung, woraus 1984 unter dem Titel »Schwarzwälder Uhrenarbeiter kämpften um Brot und Freiheit« eine eigene Veröffentlichung hervorgegangen ist.

Die hier vorzustellende Dissertation ist, von einem knappen Rückblick auf den Weltkrieg abgesehen, den Krisenjahren der frühen Weimarer Republik gewidmet, wobei das Hauptinteresse des Autors zwei – nach seinem Verständnis eng zusammengehörigen – Fragen gilt: Zum einen will er wissen, »ob und inwieweit durch den protestantischen Glauben, so wie er in der Kerngemeinde bekannt und vom Pfarrer gefordert wird, die Chancen der

Weimarer Republik zur Erhaltung und zur Verbreiterung eines Massenanhangs geschmälert wurden« (S. 11), zum anderen will Anschütz klären, ob und ggf. um welchen Preis es dem St. Georgener Stadtpfarrer nach 1918 noch gelang, auch das »Proletariat« in seine Kirchengemeinde zu integrieren, nachdem die Industrialisierung in St. Georgen bis zum Weltkrieg nur wenig Anzeichen einer Entkirchlichung zur Folge gehabt hatte.

Die Antworten, zu denen er gelangt, fallen für die Kirche und ihren St. Georgener Pastor wenig schmeichelhaft aus. Anschütz beschreibt zunächst vorwiegend anhand von subjektiven Krisenschilderungen aus der Tagespresse die materielle Not der St. Georgener Uhrenarbeiter und ihrer Familien in den frühen zwanziger Jahren. Die Inflationszeit – so das im Widerspruch zur überregionalen historischen Forschung stehende Fazit dieses Untersuchungsabschnitts – habe zur »Deklassierung und Demoralisierung der Arbeiterschaft« geführt. Zunehmend mehr Menschen hätten es außerdem auch aufgegeben, »bei der Verteidigung ihres Lebens von der organisierten Arbeiterbewegung« Hilfe zu erwarten (S. 144 f.). In diesem primär wahlhistorisch begründeten Befund, der freilich vor dem Hintergrund reichsweiter Wählerwanderungstendenzen, auf die Anschütz nicht eingeht, keine Besonderheit darstellt, sieht der Autor – wenn ich recht sehe – eine »Erklärung der Attraktion des St. Georgener protestantischen Glaubens« und »seiner Parteiformationen«, der DNVP, später des Evangelischen Volksdienstes (S. 131).

Der lokale Vermittler des protestantischen Glaubens, Stadtpfarrer und DNVP-Mitbegründer Frantzman, habe nun aber durch seine nationaltheologisch verengte Auslegung des Evangelium, wie durch seine Mystifizierung der deutschen Zeitgeschehnisse zur Unterminierung der Republik noch aktiv beigetragen. »Seine« Kirche »verweigerte dem Proletariat nicht nur Kraft durch Zuspruch aus der Religion, sondern mit Hilfe ihrer ›positiven‹ Verkündigung besetzte und zersetzte sie das Bewußtsein von Arbeitern reaktionär und half damit die entstandenen historischen Möglichkeiten eines ›sozialen Aufbaus des neuen Deutschland‹ zu zerstören.« (S. 245) Die so erfolgte »aggressive Abschottung gegenüber der Arbeiterbewegung« (S. 256) habe dann indes – durch die erzielte Festigung nach innen – langfristig, im Hinblick auf die Widerstandskraft der »Kerngemeinde« im Kirchenkampf gegen die Deutschen Christen, durchaus förderlich gewirkt.

Der Verfasser bekennt sich zum »Ansatz einer theologisch reflektierten Kirchengeschichte in gesellschaftsgeschichtlicher Perspektive« (S. 300). Seine hermeneutischen Interpretationen der mit Akribie zusammengetragenen, oft über viele Seiten ausgebreiteten pastoralen und alltagsgeschichtlichen Quellentexte sind, wenn man sich mit dem Protestantismus in den zwanziger Jahren auseinandersetzt, mit Gewinn zu lesen. Aber Fragestellungen und Methoden, die es rechtfertigen könnten, dieses Buch in die Nähe der Gesellschaftsgeschichte zu rücken, wüßte ich nach eingehender Lektüre nicht zu nennen. In einer Lokalgeschichte, die sich der Arbeiterschaft, widmet, vermißt man – um nur ein Beispiel zu nennen – so unabdingbar wichtige Informationen wie die zur Schichtung der St. Georgener Gesamtbevölkerung im Vergleich zu jener der 79 % Protestanten. Anschütz handelt über Protestantismus und Arbeiterschaft, aber an keiner Stelle erfahren seine Leser, wie hoch der noch am kirchlichen Leben teilnehmende *Arbeiteranteil* war. Überhaupt findet man sozialgeschichtlich wichtige Angaben – etwa zur Stärke der organisierten Arbeiterschaft – wenn, dann verstreut in den Fußnoten; auf Tabellen und Statistiken verzichtet der Autor ganz, selbst dort, wo er Wahlergebnisse und Wählerwanderungen analysiert, letzteres übrigens äußerst »folkloristisch«, um einen Begriff Jürgen Falter zu übernehmen. Die von der Forschung zur Kriegs- und Inflationszeit als wichtig erkannten gesellschaftsgeschichtlichen Phänomene, wie Klassenspannungen und Stadt-Land-Konflikte, scheinen gelegentlich in den ausgebreiteten Quellentexten auf, werden indes vom Verfasser nicht untersucht. Durchgängig sucht man vergebens nach dem »roten Faden«, der wohl auch dem Verfasser entglitten zu sein scheint, denn am Ende seiner Arbeit, die ohne den Versuch einer Zusammenfassung abbricht und insofern wirklich nur den Stellenwert eines »Zwischenglieds« be-

ansprechen darf, bekundet er: »Kann ich den Ausgangspunkt meiner Arbeit angeben, so ist selbst ein vorläufiger Endpunkt noch nicht in Sicht, von dem her sich nun systematisieren und über Methoden theoretisieren ließe.« (S. 306) *Cornelia Rauh-Kühne, Tübingen*

Viola Denecke, *Die Arbeitersportgemeinschaft. Eine kulturhistorische Studie über die Braunschweiger Arbeitersportbewegung in den zwanziger Jahren*, Mekte-Druck Verlag, Duderstadt 1990, 274 S., brosch., 30 DM.

Mit der Untersuchung zur Braunschweiger Arbeitersportbewegung liegt ein weiterer materialreicher lokalgeschichtlicher Beitrag zur Arbeiterkultur in der Weimarer Republik vor. Er stützt sich auf Protokolle, lokale Zeitschriften und die Tagespresse, vor allem aber auf die Befragung von Zeitzeugen. Neueren Ansätzen folgend, beschreibt Viola Denecke den Arbeitersport als Kulturbewegung; dementsprechend setzt sie ihre Schwerpunkte auf die Analyse des Norm- und Wertgefüges in der Arbeitersportbewegung, ihrer identitätsbildenden Kraft und verknüpft sie mit der Frage nach der kulturellen Wirksamkeit des Arbeitersports als gegenkulturelle Bewegung.

Die gerade in der Stadt Braunschweig zu beobachtende starke Polarisierung zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft prägte die Entstehungsbedingungen der Braunschweiger Arbeiterkulturbewegung in der Vorkriegszeit. Politisch motivierte, eigenständige sowie milieubedingte Gründungen dominierten. Für die Weimarer Zeit untersucht die Verfasserin Strukturen, Programmatik und Selbstverständnis des Arbeitersportkartells als Dachverband der Braunschweiger Arbeitersportvereine sowie zweier Sportvereine, der mitgliederstärksten »Freien Turnerschaft« und der an einem ethischen Sozialismus orientierten »Naturfreunde«. Auffällig ist, daß die Mitgliederzahlen des Arbeitersportkartells deutlich unter denen der bürgerlichen Sportvereine lagen – ein Hinweis, daß auch politisch bewußte Arbeiter in den bürgerlichen Vereinen organisiert waren. Trotz der proklamierten parteipolitischen Neutralität des Arbeitersportkartells war die Nähe zur SPD unübersehbar. Angesichts der Schwäche der Braunschweiger KPD spielten die Richtungskämpfe am Ende der Republik nicht die dominierende Rolle wie anderswo; freilich kam es auch in Braunschweig zu Abspaltungen. Etwas ausführlichere Informationen hätte man sich über das Ende der Arbeitersportbewegung 1933 gewünscht.

Breiten Raum nimmt die Beschreibung des Vereinslebens ein, mit seinen formellen und informellen Kommunikationsstrukturen, den vermittelten Norm- und Wertvorstellungen: Gemeinschaft, Solidarität, Selbsthilfe und Idealismus. Bei genauerer Betrachtung erweist sich das Wertesystem als durchaus heterogen, sich speisend aus bürgerlicher Kulturtradition, sozialistischen Denktraditionen, der Wandervogel- und Jugendbewegung und lebensreformerischen Vorstellungen. Während der Arbeitersport dem Profitstreben in bürgerlichen Vereinen immer noch eine klare Absage erteilte, näherte er sich in einigen Bereichen den Prinzipien der bürgerlichen Sportbewegung zunehmend an. Wenn auch manche Barrieren zwischen den »Lagern« abgebaut wurden, führte diese Entwicklung keineswegs zu einer Integration der Arbeitersportgemeinschaft in die bürgerliche Gesellschaft. Arbeitersportler demonstrierten bewußt ihre politischen und moralischen Ansprüche gegenüber dem bürgerlichen Sportbetrieb. Insofern widerspricht die Verfasserin der vieldiskutierten These von der »Verbürgerlichung des Proletariats« in der Weimarer Republik.

Die Wirkung der Arbeitersportvereine auf das politische Verhalten ihrer Mitglieder erscheint ambivalent. Die für die Vorkriegszeit so charakteristische enge Bindung der Vereine an die sozialistische Arbeiterbewegung lockerte sich. Denecke spricht von parteipolitischer Neutralität und Autonomie bei gleichzeitigem Festhalten an sozialistischen Zielen